

It must be love...



Ein junger Mann im feinen britischen Zwirn hüpfert eilig die Stufen eines der typischen Londoner Bürger-Reihenhäuser hinunter. Das harte, gleißende Licht signalisiert den Beginn eines schönen Sommertages, der schnelle Biß in das unvermeidliche englische Dreiecks-

Sandwich zeigt dem Zuschauer: Der Mann ist in Eile, er will ins Büro.

Am Fuß der Treppe sitzt ein kleiner Hund und wirft begehrlige Blicke auf das lecker belegte Brot. Ein kurzer Blick – aber schon springt der schicke Yuppie in den noch schickeren offenen Sportwagen und braust davon. Schnitt. Nächster Tag, gleiche Szene: Wieder der eilige junge Mann, wieder der hungrige, heimatlose Terrier. Kleiner Unterschied – bevor Alan, John, Tommy, oder wie auch immer er heißen mag, diesmal im Zweisitzer entschwindet, geht das Frühstücksbrot an den kleinen vierbeinigen Bettler. Schnitt. Nächster Tag, gleiche Szene – großer Unterschied: Diesmal sind es zwei, die die kleine Treppe hinunterhüpfen. Alan, John, Tommy, oder wie auch immer er heißen mag, und der drollige kleine Hund eilen gemeinsam zum Auto. Und anstelle des schicken Roadsters parkt da jetzt ein großer Kombi. Klappe auf, Hund rein. Schnitt. Totale auf das Auto – Texteinblendung: „Volvo. das Familienauto.“ Unterlegt ist das Werbe-Filmchen mit einem fröhlichen Titel der englischen Band „Madness“: It must be love.

It must be love – es muß wohl Liebe sein. So einfach ist das. Aus Liebe tut man die seltsamsten Dinge. Da tauscht man selbst das Cabrio, Lieblingsauto aller gutverdienenen Singles, gegen die vernünftige Familienkutsche ein. Erstaunlich ist nur, daß der, auch respektlos als

„Pampers-Bomber“ (dis-)qualifizierte, Autotyp diesmal nicht der Kinder wegen angeschafft wurde, sondern daß diese glückliche Familie „nur“ aus Mensch und Hund besteht.

It must be love. Die Botschaft ist simpel und wahr: Liebe ist kein Privileg zwischenmenschlicher Kontakte – dieses schönste aller Gefühle kann auch Mensch und Tier verbinden.

Wenn Werbung ein Spiegel gesellschaftlicher Verhältnisse ist, dann muß es aber in Deutschland traurig um diese spezielle Variante glücklicher Beziehungen bestellt sein. Denn hierzulande wirbt dieselbe Autofirma für das gleiche Modell mit einem Spot, in dem die (Ehe-) Frau den großen Wagen benutzt, um damit ihrem (Ehe-) Mann samt seinem Segel-Flieger in die Lüfte zu helfen. Uns Deutschen traut man wohl eher die Lust am grenzenlosen Abenteuer zu, als daß man uns für warmherzige Tierfreunde hält.

Die Realität hält dagegen: Über sechs Millionen Katzen leben in deutschen Haushalten, mehr als fünf Millionen Hunde bilden mit „ihren“ Menschen eine typisch deutsche Familie. It must be love. Und doch gilt diese Form der Liebe in deutschen Amtsstuben und vor deutschen Gerichten mehr als Hobby, denn als schützenswerte Gemeinschaft.

Ein Privileg für Hausbesitzer – in Mietwohnungen kann der Vermieter wie ein Feudalherr alter Schule immer noch die individuelle Lebens- und Liebes-Planung seiner Mieter diktieren. Ein grundgesetzlich verankertes Menschenrecht auf Tierhaltung gibt es nicht – Wohnungsgesellschaften können ganze Straßenzüge zur hundelosen Zone verdammen und selbst Besitzer nobler Eigentumswohnungen können von der Gemeinschaft zum Verzicht auf zärtlich stupsende Nasen gezwungen werden.

„Kinder soll man sehen, aber nicht hören“, diese antiquierte Auffassung ist mir zwar, ehrlich gesagt, manchmal eine paradiesische Traumvision – glücklicherweise hat sich aber allgemein die Erkenntnis durchgesetzt, daß der quäkende, brüllende und kreischende nachbarliche Nachwuchs einfach zum Leben dazugehört. Auch die Gäste der Dachwohnung, die sich des Nachts um vier fröhlich scherzend ein ganzes langes Treppenhaus nach unten schunkeln, gelten als zumutbare Belästigung, ebenso wie der trinkfreudige Mit-Mieter, der im Vollrausch gern mal die Eingänge verwechselt und dann im Morgengrauen winselnd bis drohend vor fremden Türen wüthet.

Diese, dem Zusammenleben dienende und sicherlich vernünftige, Toleranz endet aber genau da, wo der Mensch aufhört und das Tier anfängt.

Der gleiche Vermieter, der sich außerstande sah, mir den Nachbarn mit dem Alkoholproblem vom Leibe zu halten, verbot uns zeitgleich die Aufnahme eines Dobermanns aus der Süderstraße, unter Hinweis auf eine rein theoretische, lediglich mögliche, Belästigung anderer Mieter.

Wer seine Liebe auf Meerschweinchen, Kaninchen oder andere stille und für die Außenwelt „unauffällige“ Partner beschränkt, hat eine streßfreie Wahl getroffen. Aber schon die im Garten umherstreichende Katze kann ihrem Halter eine Prozeßlawine durch übellaulige Nachbarn bescheren. Und wer sich gar nach einem Happy-End im Sinne des eingangs erwähnten Filmchens sehnt, der merkt ganz schnell, daß die große Liebe eben doch nur im Kino möglich ist.

Besonders in der Stadt wird das Zusammenleben zunehmend reglementiert, erschwert oder gar verhindert. Ausgehverbot für sogenannte Kampfhunde, Leinenzwang allüberall, und als neueste

Idee ein „Parkverbot“ der etwas anderen Art. Mal nicht für Autos, sondern für Hunde. Keine Vierbeiner auf Grünflächen und schon gar nicht auf Kinderspielplätzen!

Nun hat wohl schon jeder die Erfahrung machen müssen, daß Behördenmitarbeiter zuweilen etwas eingeschränkte Vorstellungen haben. Aber daß von den Verantwortlichen solcher Vorschriften keiner auf die Idee kommt, daß es nicht immer Mensch oder Tier heißt, daß es Kinder gibt, die vielleicht mit ihrem Hund spielen wollen, ist schon erstaunlich.

Es soll ja sogar Familien geben, die Kinder und Hunde „halten“ – die leidgeprüften Mütter, denen der Spielplatzbesuch mit der gesamten Familie nun aber untersagt wird, müssen sich dann wohl entscheiden: Hund ins Tierheim oder Kind auf die Hundewiese.

Daß Hundeködel in Sandkisten nichts zu suchen haben, daß braune Haufen auf grünen Wiesen einfach eklig sind, und daß ein schlecht, gar nicht oder falsch erzogenes Tier durchaus zur Gefahr werden kann, ist genauso richtig wie die Tatsache, daß Menschen für all dies verantwortlich sind.

Menschen, die man überzeugen und erziehen, notfalls auch bestrafen, kann. Menschen, denen man Verantwortung für ihren Liebling abverlangen kann, denen man aber ein ganz natürliches Menschenrecht niemals nehmen darf: Sich einen Freund selbst aussuchen zu dürfen, genau das Wesen zu lieben, dem ihr Herz zugefallen ist.

Wenn Hunde ihres natürlichen Rechts auf freie Bewegung beraubt werden sollen, wenn man den

Störfaktor Tier am liebsten überhaupt eliminieren will, dann werden gern die Kinder als Alibi mißbraucht. Der Dobermann wird nicht geduldet – er könnte die Kinder anfallen. Selbst der kleine Yorkie gilt als gefährlich – er könnte die Sandkiste verunreinigen.

Wenn heute jedes zweite Kind an Neurodermitis leidet, dann liegt das ganz sicher nicht an den Hunden. Wenn Sechsjährige morden und Neunjährige zu Alkohol und harten Drogen greifen, kann auch kein Tier verantwortlich gemacht werden.

Wir sind es, die nicht genug Liebe und Verantwortung aufbringen – nicht für Tiere und nicht für andere Menschen. Stattdessen schießen wir mit Kanonen auf Spatzen – und auf Menschen.

Eine Langzeituntersuchung in amerikanischen Gefängnissen, in denen man Schwerstkriminellen kleine Tiere zur Pflege gab, hat ergeben, daß die Gruppe der „Tierbetreuer“ trotz ihrer langen kriminellen Vergangenheit zu über 80% nicht wieder rückfällig wurde. Wahrscheinlich haben diese Menschen von den Tieren zum ersten Mal in ihrem Leben Liebe erfahren. Nur wer Liebe bekommt, der kann auch Liebe geben. Und die versetzt bekanntlich Berge.

Und diese Liebe soll es nicht wert sein, gelegentlich mal einen Nachteil hinzunehmen? Ist es wirklich so entsetzlich, neben all dem Autolärm und Flugzeuggedröhn auch mal ein Bellen zu ertragen? Sind die Ködel in der Sandkiste gefährlicher als die Pestizide in der Kindernahrung? Stinken Hundehaufen mehr als Abgase und Che-

mieabfälle zusammen? Sind freilaufende große Hunde wirklich soviel gefährlicher als freilaufende große Menschen, die weder Liebe noch Verantwortung oder Rücksicht kennen?

Statt unsere Kinder vor Tieren zu „schützen“, sollten wir sie miteinander aufwachsen lassen. Sie lehren, diese andersartigen Mitgeschöpfe zu verstehen und zu achten. Wir könnten ihnen damit ein großes Geschenk machen: Freundschaft und Toleranz kennenzulernen, und damit vielleicht ein bißchen gestärkt durch alle pickelgeplagten Krisen eines jungen Lebens zu gehen.

Denn Tieren ist es schließlich piepegal, ob ihr menschlicher Freund seinen knackigen Hintern in Designer-Jeans verpackt oder fettleibig ist und eine Zahnsperre trägt. Also, wenn das keine Liebe ist...

Tiere sind uns gegenüber so unglaublich tolerant – ob wir das wohl je lernen werden?

Meine Familienplanung ist jedenfalls noch nicht abgeschlossen. Irgendwann werde ich einen Hund haben – den kleinen roten Flitzer gegen eine familientaugliche Großraum-Limousine zu tauschen, wird das geringste Problem dabei sein. „Bedenken Sie doch, mit welchen Anfeindungen Sie zu kämpfen haben werden“ meinte die besorgte Nachbarin, als sie versuchte, mir den Hund auszureden. Ja, ich weiß. Doch meine Familie ist mir heilig und für meine Liebe werde ich kämpfen.

Und immer noch denke ich viel an „meinen“ Dobermann.

It must have been love.

Eileen Heerdegen